Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 49 (1966)
Heft: 11

Artikel: Ein unverdächtiger Zeuge
Autor: J.S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411416

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christi Gebot der Nächstenliebe — vor Divisionsgericht!

Die Kette der Dienstverweigerungsverhandlungen vor Divisionsgericht reisst nicht mehr ab.

Einen beträchtlichen Teil der Verweigerer stellen die Zeugen Jehovas; doch geht es hier nicht um das christliche Gebot der Nächstenliebe; diese Verweigerer berufen sich auf die Lehre ihrer Sekte, wonach Staat und Staatskirche dem Reich des Satans zugehören, also durch keine Dienstleistungen gestützt werden dürfen.

Aber immer wieder stehen da auch junge Männer vor dem Gericht, die nicht zu den Zeugen Jehovas gehören, die sich aber mit voller Ueberzeugung auf das christlich-evangelische Gebot der Nächstenliebe berufen; dieses Gebot verbiete es, den Mitmenschen anzugreifen, zu verletzen oder gar zu töten. Gegenüber dieser Grundüberzeugung bleiben auch die bestgemeinten und bestüberlegten Gegenargumente von seiten des Gerichts her meist völlig wirkungslos; sie fallen auf einen Boden, der nichts mehr aufnehmen kann, weil er bis zur letzten Ackerkrume von der persönlichen Ueberzeugung des jungen Verweigerers bereits besetzt und durchdrungen ist; dieser Boden kann nichts Neues und vor allem nichts, was seiner Grundüberzeugung widerspricht, aufnehmen.

Der Verweigerer nimmt die Strafe von einigen Monaten Gefängnis, er nimmt die schwer belastende Diagnose des Gerichtsmediziners auf eine neurotisch-psychopathische Fehlhaltung mit schizoidem Einschlag und nimmt auch den entehrenden Ausschluss aus der Armee auf sich; innerlich ist er mit sich im reinen und ruhig; weiss er doch, dass er seiner Grundüberzeugung und dem Liebesgebot Christi gegen schwere Anfechtung die Treue gehalten hat; ist er doch überzeugt, dass man Gott mehr gehorchen muss als den Geboten menschlich-irdischer Institutionen.

Die Pressemeldungen über derartige Verhandlungen vor Divisionsgericht geben mir immer rechtschaffen zu denken; sie stellen gerade den, der nicht auf christlichem Boden steht, vor schwere Fragen, über die man so leicht nicht hinwegkommt. Wir beschränken uns hier auf die knappe Darlegung zweier derartiger Fragen:

1. Was ist das doch für eine eigenartige Religion, dieser Christenglaube! Mit allem Nachdruck behauptet er, er bringe mit seiner frohen Botschaft vom Evangelium die einzig absolut gültige und sichere Wahrheit. Auf dem Boden dieser Wahrheit könnten und sollten die Menschen aller Rassen, aller Farben und Eigenarten zu guter Einheit sich zusammenfinden, sollten sich gegenseitig vertragen, ja sogar lieben und sollten so im Dienst für Gott und am Nächsten eine schöne Seelenharmonie schaffen — dabei ist es doch eine offenkundige Tatsache, dass dieser Glaube in seinen Glaubensfundamenten selbst in viele grundverschiedene Blöcke, in Grosskirchen, Freikirchen und Sekten aller Art auseinanderbricht; dass er nach allen Richtungen hin auseinanderläuft, dass alle diese Richtungen trotz aller Einigungsbemühungen sich immer noch rechthaberisch befehden und nach aussen hin jeden anderen Eindruck, nur nicht den Eindruck einer Einheit und Geschlossenheit auf dem Grund einer absolut gültigen Wahrheit machen.

Das christliche Gebot der Nächstenliebe vor Divisionsgericht ist nur *eine* der unendlich vielen Erscheinungsformen dieser inneren Zerrissenheit und Unsicherheit. Da steht der junge Mann vor seinen irdischen Richtern, beruft sich voll ehrlicher Ueberzeugung auf Christi Liebesgebot. Er ist tief überzeugt, dass Gott und Christus und christliche Wahrheit auf seiner eigenen und nicht auf der Seite der doch auch zum Christentum sich bekennenden Richter und Feldprediger steht. Ihm gegenüber aber sitzen die Richter, die mit derselben Eindringlichkeit und Ueberzeugungstreue die Lehre vertreten, dass gerade Christi Gebot der Nächstenliebe den vollen Einsatz, den Einsatz auch des Lebens für Heimat und Unabhängigkeit, für Frau und Kind verlangen und dass dieser Einsatz nur im Raume und auf dem Boden der Armee geleistet werden kann.

Ein unverdächtiger Zeuge

Durch Zufall geriet mir ein Buch in die Hände: Hans A. de Boer. «*Unterwegs notiert*», Bericht von einer Weltreise (J. G. Oncken-Verlag, Kassel, achte Auflage, Oktober 1958). Der Verfasser ist ein deutscher Handelstreibender, der lange Zeit in Südwestafrika weilte, dann, sich auf eigene Faust in allen möglichen Berufen durchschlagend, die Südafrikanische Union bereiste und von dort aus schliesslich, zur Hauptsache als Teilnehmer an Kongressen des Vereins christlicher junger Männer, über Kenia, Indien, China, Japan, Australien und die USA eine Weltreise antrat. Was er über seine Erlebnisse berichtet, ist weder neu noch überwältigend, und stilistisch oft etwas unbeholfen. Das Schwergewicht liegt in der Kritik, die der Verfasser, ein überzeugter Christ, am Wesen des Christentums vorwiegend in den Entwicklungsländern übt. Wie er im Nachwort schreibt, will er sein Buch als Herausforderung an das christliche Gewissen aufgefasst wissen. Ihm geht es um die Lösung der grossen Weltprobleme Krieg und Frieden, Rassenfrage und soziale Frage. Das Buch hat um seiner Ehrlichkeit willen, wie aus den Klappentexten hervorgeht, den vollen Beifall deutscher religiöser Kreise gefunden. De Boer ist also ein gewiss unverdächtiger Zeuge des Benehmens weisser, christlicher Menschen gegenüber den farbigen Völkern; daher darf aus seinem Bericht auch an dieser Stelle zitiert werden.

Das Grundthema: «Man hat die Eingeborenen meist unterdrückt und ausgenutzt im Namen aller möglichen Ideologien, und das geschah auch von Menschen, die Christen waren. Ich muss heute noch an jenen Eingeborenen denken, der mir am Rande der Wüste Namib begegnete. Der arme Kerl hat im letzten Kriege, als er gegen die Rommel-Armee kämpfte, einen Arm und ein Bein verloren. Als man damals unter den Eingeborenen für die Truppe warb, hat man ihnen das Blaue vom Himmel versprochen, Selbständigkeit, gleiche Rechte wie die Weissen, Renten und Altersversorgung, und nun hat es nicht einmal gereicht, dem armen Krüppel eine Prothese zu verschaffen.»

Weiter: «Und wenn ich überall, auch bei Christen, immer wieder auf mangelndes Verständnis dem fremdrassigen Bruder gegenüber gestossen bin, dann habe ich die Erklärung nur darin sehen können, dass es ihnen im Letzten vielleicht doch nicht ernst war mit ihrem Christentum.»

Der Verfasser verlässt dann seine gutbezahlte Stelle und hungert sich durch die Südafrikanische Union hindurch, das Land, «in dem das Rassenproblem eine so schmerzliche Bedeutung gewonnen hat wie sonst nirgends auf der Welt».

In Johannesburg trifft er einen südafrikanischen Christen, der sich bitter über die «bürokratisierten» Kirchen des Landes beklagt und ihrem Reichtum die Armut Christi gegenüberstellt. Der sagt u. a.: «Ihr predigt, Gesellschaftstanz, Rauchen, Alkoholtrinken sei Sünde. Ihr wisst, dass wir nichts von diesen Dingen tun. Aber warum sagen die Kirchen nichts zu den Erzsünden Apartheid, Krieg, Ungerechtigkeiten, koloniale Ausbeutungen, Entrechtungen hier in Afrika?»

Der Verfasser zitiert als Kronzeugen dann den Bischof der Methodistenkirche in Transvaal: «In der Apartheid-Politik kann ich keine biblischen Prinzipien, sondern nur Rassenstolz, Vorurteile, Hass und Furcht erkennen. Eine Rechtfertigung für die Apartheid gibt es in der Lehre Christi nicht. Sie ist allein motiviert durch Vorurteile und Angst, denn man hofft, sie werde die weisse Zivilisation retten».

Es gibt, erfahren wir da weiter, «erlaubte» Minen, das heisst sol-

Denket an den Pressefonds!

Einzahlungen sind erbeten an die Geschäftsstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Zürich, Postcheck-Konto 80 - 48853.

Auch diese Richter und Feldprediger sind überzeugt, dass Gott und Christus und christliche Wahrheit auf ihrer Seite und nicht auf der Seite des Dienstverweigeres stehen. In harter Gegensätzlichkeit stossen hier zwei Ausprägungen des einen und selben Christenglaubens aufeinander und legen nach aussen hin Zeugnis ab von der inneren Widersprüchlichkeit, Unsicherheit und Not in den Fundamenten des Christenglaubens selbst.

2. Für den Dienstverweigerer aus christlichen Motiven ist es natürlich eine ausgemachte Sache, dass das Gebot der Nächstenliebe in absoluter Reinheit und Entschiedenheit den Kern und Grundgehalt des Evangeliums bilde. Da müssen wir ihm doch einige recht unbequeme Fragen vorlegen; es kann sein, dass wir ihn in seiner konfessionellen Selbstsicherheit und Selbstgewissheit doch etwas nachdenklich und unsicher machen.

Gewiss gibt es in der Bergpredigt, dann besonders auch bei Paulus in seinem 1. Korintherbrief zu Herzen gehende Mahnungen und Verpflichtungen nicht nur zur Liebe zu Gott, sondern auch zur menschlichen Nächstenliebe. Daneben stösst der kritische und aufmerksame Bibelleser doch da und dort auf Stellen, die ihn stutzig machen, die ihn erschrecken müssten, wäre er noch Christ; die aber gerade den ehrlich suchenden Christen vor die bange Frage stellen: Ist diese Nächstenliebe, so wie der gute Christ sie heute versteht, nun wirklich das zentrale, das grundlegende Gebot des christlichen Gottes und Christi und der Heiligen Schrift? Wir stellen hier nur drei dieser furchtbaren Belege für das Gegenteil vor Augen; sie sind alle Worte aus Christi Mund und nicht anderswoher zusammengetragen:

a) Lucas 12, 51: «Meinet ihr, dass ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht.» Noch deutlicher gesprochen zu dem christlichen Dienstverweigerer, der im Dienste Christi keine Waffe in die Hand nehmen will, Matthäus 10, 34: «Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.»

b) Lucas 14, 26: «So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.»

c) Lucas 19, 27: «Doch jene meine Feinde, die nicht wollten, dass ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!» So übersetzt Luther; der griechische Urtext hat «schlachtet sie ab vor mir!»

Da ist nun wirklich weit und breit nichts mehr von der vielberühmten christlichen Nächstenliebe zu verspüren — im Gegenteil: Hier wird Hass gepredigt, Zwietracht ins Haus gebracht, hier wird ganz massiv mit dem Schwert, mit Erwürgen und Abschlachten gedroht. Mit allen diesen furchtbaren Worten ist natürlich das Liebesgebot nicht ausgeschaltet, es behält seinen sittlichen Wert. Es erhält aber ein eigenartig bedrückendes Gegengewicht; das volle Gewicht der Nächstenliebe wird in einen gefährlich labilen Schwebezustand gebracht. Diese Stellen schaffen ein unheimliches Dunkel, das ständig seine Schatten auf die hellstrahlenden Liebesgebote Christi wirft. Will man, mit dem christlichen Dienstverweigerer zusammen, die grossen Entscheidungen des Lebens auf Christi Gebote gründen, so muss man, um in Ehrlichkeit auch vor sich selbst bestehen zu können, *alle* Worte Christi zur Grundlegung herbeiziehen, auch diese dunkeln und abschreckenden Worte, nicht nur diejenigen Herrenworte, die dem Gegenwartsprestige des Christenglaubens dienlich sind. Auch *das* ist ein sittliches Gebot — es ist das Gebot der Ehrlichkeit, der Redlichkeit, der Aufrichtigkeit.

Zum Schluss stellen wir noch eine Frage an die christlichen Dienstverweigerer wie auch an die Mitglieder des Divisionsgerichtes: Wäre es heute nicht an der Zeit, die Frage der

---

che, die für den Besuch von Touristen und Vertretern aller möglichen Organisationen freigegeben sind und in denen die Eingeborenen ein einigermassen menschenwürdiges Leben führen. Doch sei ihre Zahl sehr klein; das Gros bildeten die «verbotenen» Minen, in denen die Arbeiter geschunden und lächerlich gering bezahlt würden.

«Mit der Bibel kann man alles zu begründen versuchen», schreibt de Boer, «selbst die Apartheid-Politik. Es läuft jedoch meist darauf hinaus, dass einzelne Bibelstellen aus dem Zusammenhang herausgelöst werden und so eine Art eigener Theologie entsteht. Was man dabei übersieht, ist das zentrale Anliegen des Neuen Testaments, nämlich die Lehre, das Leben und die Person Jesu. Namhafte Theologen in Südafrika haben mir immer wieder erklärt, dass eine Heirat zwischen zwei verschiedenen Rassen Sünde sei. Gott würde seinen Segen nur einer Nation geben, die auf ‚Reinheit des Blutes' bedacht sei.» — Aehnliches hat man übrigens vor ungefähr tausend Jahren gehört.

Ueber die wirtschaftliche Lage der Eingeborenen in Kenia bemerkt der Buchverfasser, während ein Europäer im Durchschnitt 700 englische Pfund verdiene, komme ein Asiate bestenfalls auf 300 und ein Eingeborener auf 30 Pfund. «Die Eingeborenen sehen, wie der Kolonialismus der westlichen Welt märchenhaften Reichtum gebracht hat. Sie sind täglich Zeuge, wie die Bodenschätze und Erzeugnisse ihres Landes in die Laderäume der Schiffe fremder Mächte wandern. Auf der andern Seite sehen sie ebenso deutlich, wie die Eingeborenen in weiten Teilen Afrikas buchstäblich dem Hungertod nahe sind. Die von den christlichen Kolonialmächten jahrzehntelang geführte Politik der systematischen Ausbeutung hat die Grenze erreicht, an der sie auf den entschiedenen Widerstand der Eingeborenen des Landes stösst.»

De Boer sucht dann unter eigener Lebensgefahr einen Führer der einst so gefürchteten Mau-Mau in Kenia auf und bekennt ihm: «Ich bin Christ, und ich kam nach Afrika, weil meine Firma mich in Geschäften herüberschickte. Ich kam, um Handel zu treiben, aber ich habe dabei Dinge gesehen, die mich als Kaufmann zwar hätten unberührt lassen können, die mich als Christ jedoch bewegten. Darum habe ich mich nicht von diesem Lande trennen können, nicht trennen wollen, bevor ich nicht die ganze Wahrheit erfahren habe über das, was in diesem Lande vorgeht ... Christen gibt es in allen Völkern, und wenn sich die Christen weigern, eine Waffe anzurühren, wer soll dann noch einen Krieg führen? Und nun komme ich nach Afrika und begegne neuer Gewaltanwendung, Gewalt gegen den Bruder, Ungerechtigkeit gegenüber demjenigen, der keine andere Schuld hat als die, mit einer anderen Hautfarbe geboren zu sein, und ich habe mich gefragt: Darf ich als Christ schweigen?»

Nach seiner Unterredung mit dem Mau-Mau-Führer erkennt der Verfasser: «Und darum wage ich zu behaupten, die Hauptschuld an den Vorgängen (in Kenia) trägt allein der weisse Mann. In seiner Hand liegt es, über Nacht den Frieden wiederherzustellen. Er würde damit nicht einmal einen Akt besonderer Grossmut vollziehen, sondern lediglich das primitivste Menschenrecht respektieren. Er würde damit nur das in die Tat umsetzen, was seine Missionare und Pfarrer in den Kirchen predigen und was er selbst in jedem Bekenntnis seines Glaubens gelobt: Christus zu seinem Herrn zu machen, das heisst, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst.»

Und immer noch in Kenia: «Wie oft habe ich die bittere Frage der Farbigen vernommen: ‚Glauben Sie, dass Jesus Christus einen weissen Pass hatte?' Und wie oft habe ich mir selbst die Antwort darauf geben müssen: Lieber Bruder, diejenigen, die dich unterdrücken, denken nicht an Christus, sondern nur an ihr Bankkonto.

Dienstverweigerung gänzlich zu «entmythlogisieren»? Sie aus den Unsicherheiten des himmlischen Jenseits herüberzuholen in den Bereich der irdischen Tatsächlichkeit und Realität — mit einem Wort: Lässt sich das Problem heute nicht endlich säkularisieren? Das Divisionsgericht auf jeden Fall ist ausschliesslich auf diese Dimension der realen Tatsächlichkeit angewiesen; es kann die religiösen Motive des Angeklagten verstehen und deren offenes Bekenntnis als sittlich wertvoll anerkennen — es kann aber ihretwegen die Strafe nicht herabsetzen. Der Angeklagte selbst muss bestimmt damit rechnen, dass ihm seine religiösen Motive eine gewisse sittliche Anerkennung, auf keinen Fall aber eine Herabminderung der Strafwürdigkeit eintragen.

Trotz dieser Einsichten — die durchgehende Säkularisation bleibt wohl vorderhand ein Wunschtraum. Denn niemand kann dem Angeklagten verbieten, auch vor dem Divisionsgericht sich auf seine christliche Einstellung und damit auch auf das christliche Gebot der Nächstenliebe, so sehr wir dieses christliche Liebesgebot in Frage stellen mussten, zu berufen.

Omikron

Zu wenig Leichen!

Um Stiftung wird gebeten

Um der «Krisensituation auf dem Leichenmarkt» abzuhelfen, sollte man die Todesstrafe wieder einführen. Mit dieser Forderung empfahl sich ein Freiburger Medizinstudent zur Wahl in den Studentenrat seiner Universität. Zu den emotional teilweise verständlichen, kriminologisch aber unfundierten Rufen nach dem Henker gesellt sich damit ein utilitaristisches Argument: der Bedarf an Leichen.

Damit allerdings ist es voller Ernst. Nicht, dass nicht mehr genügend Leute stürben; aber es sind zu wenige, die ihre Leiche zur Verfügung stellen, damit z. B. Professoren die Lage von Knochen, Sehnen und Muskeln durch Präparation einer Hand demonstrieren oder angehende Chirurgen eine Gallenstein-Operation üben können. Früher hatten es die Medizinstudenten leichter. Hingerichtete wurden — ob sie nun wollten oder nicht — den anatomischen Instituten zur Verfügung gestellt. Heute müssen sich oft über hundert Studenten in eine Leiche teilen.

Zwar vermochte auch früher die Enthauptung derjenigen, die sich an der Gesellschaft schwer versündigt hatten, nicht wirklich etwas «gutzumachen». Wenigstens aber hatte der Delinquent seine sterbliche Hülle einem humanitären Zweck zu weihen. Sollten sich nicht heute, da eine humanere Rechtspflege waltet, genügend Menschen finden, die ihre Reste freiwillig einem caritativen Fundus vermachen?

Leichen sind nicht nur Uebungsmaterial für künftige Wundärzte. Wessen gestorbener Körper vom Alter noch nicht verbraucht ist, der vermag kranken Lebenden noch posthum durch die Spende einzelner Organe zu helfen. Am bekanntesten ist die Hornhauttransplantation zur Wiederherstellung der Sehfähigkeit. Aber es wird in absehbarer Zeit auch möglich werden, die gesunde Niere eines Unfall-Toten einem Kranken einzupflanzen. Sowjetische Aerzte haben sogar eine Methode entwickelt, um Leichenblut zu konservieren. Es kann Lebenden zum Ausgleich hoher Blutverluste infundiert werden.

Solche Hilfeleistungen mit dem eigenen Körper wäre doch eigentlich zutiefst christlich. Wer aber aus religiösen Gründen ein solches Opfer nicht bringen darf, sollte dazu keineswegs genötigt werden. Hingegen ist nicht einzusehen, warum von freigeistiger Seite nicht für die Stiftung der eigenen Leiche aus humanitärem Anlass geworben wird. Aus dieser Richtung wird vornehmlich die Leichenverbrennung propagiert, und zwar aus den guten Gründen der Hygiene und der Raumersparnis (besonders die Grossstadtfriedhöfe haben keinen Platz mehr, verbrauchen wertvolles Bauland, Aecker oder gar Wassernutzungsgebiete).

Warum nicht offene Reklame für ein gutes Werk nach dem Tode? Wahrscheinlich, weil der Leichenbedarf der Mediziner bis jetzt viel zu wenig ins allgemeine Bewusstsein gedrungen ist. Aber es gibt auch psychologische Widerstände: Niemand wird gern an seinen Tod erinnert, und auch der Aufgeklärte sieht

---

Der Name Christi war vielen gut genug, um als Rechtfertigung für ihr Eindringen in fremde Länder zu dienen, aber er gilt ihnen nichts, wenn es heisst, ernst zu machen mit ihrem Bekenntnis».

Ueber das Taj-Mahal-Luxushotel in Bombay äussert sich de Boer unter anderem: «Von dem, was man hier für eine Mahlzeit ausgibt, könnte eine fünfköpfige indische Familie eine Woche lang leben, und das nicht einmal schlecht. Millionen von Indern haben im ganzen Jahr nicht den Betrag zu ihrer Verfügung, den ich im Taj-Mahal-Hotel bei einem einzigen Besuch im Restaurant notwendig ausgeben müsste.»

Ein westlicher Missionar, der sich in Indien gut auskennt, sagt im im Gespräch mit dem Buchverfasser: «Ich schäme mich nicht, es einzugestehen: viele Hindus sind uns überlegen. Denken Sie nur, wie viele von ihnen die Gewalt ablehnen! Wir Christen haben noch keinen Krieg verhindern können, im Gegenteil, wir haben nicht wenige entfacht und tun es heute noch. Der orthodoxe Hindu jedoch hat es fertiggebracht, sein Land zu befreien, ohne Blut zu vergiessen, und er duldet keine andere Waffe in seiner Hand als die der Gewaltlosigkeit». (Stimmt freilich nicht mehr. J. St.)

Zum sozialen Elend in Indien werden folgende Gedanken geäussert: «Wenn ich immer wieder sehe, wie Millionen für den Bau von Kirchen und kirchlichen Verwaltungsgebäuden ausgegeben werden, wie man um des äusseren Eindrucks willen grosse Summen verschleudert, während an anderer Stelle in der Welt, ja, während vielleicht in derselben Gemeinde eine Familie lebt, die kein Dach über dem Kopf hat, dann möchte ich verzweifeln. Ich frage mich manchmal, was würde unser Herr Jesus Christus sagen, wenn er einen Gemeindevorstand sähe, der tausend Dollar für einen neuen Teppich, zehntausend Dollar für neue Glocken opfert? Würden wir nicht Gott mehr und besser ehren, wenn wir die elftausend Dollar nähmen und unter elf Hungernde verteilen? Glauben Sie, dass Jesus sagen würde: Legt einen Teppich auf die Altarstufen und lasst den Nachbarn weiterhungern?»

Nach einer Unterredung mit einem andern weissen Missionar konstatiert der Buchverfasser: «Ich habe auch später immer wieder feststellen müssen, in Indien und in andern Ländern, der grösste Gegner des Christentums in den Kolonialländern ist der europäische ‚Christ' selbst.»

Weiter erwähnt das Buch, dass man englische oder amerikanische Missionen politischer Umtriebe bezichtigt. Eine kalte Dusche kriegen auch unsere Superchristen: «Hier in Indien traf ich zahllose Männer, die sich bemühten, ein Leben wie in echter Nachfolge Christi zu führen, ohne dabei dem Namen nach Christen zu sein, ja, oft ohne zu wissen, dass sie als Nichtchristen nach dem Vorbild Jesu leben. Ich habe im Laufe meiner Weltreise immer wieder mit tiefer Erschütterung sehen müssen, wie wenig der ganze Christus in unseren Kirchen verkündigt wird, wie wir wohltönend predigen und nicht nach unseren eigenen Worten handeln. Wir sind nicht bereit, das vorzuleben, was wir predigen. Die Selbstzufriedenheit, die Ichbezogenheit, die Inzucht und die Müdigkeit in den sogenannten Mutterkirchen des Westens sind ein belastendes Erbe aus einer durch die Geschichte geprägten Vergangenheit.»

Anlässlich eines Abstechers nach Kanton gehen dem Verfasser auch die Augen auf über das wirkliche Gesicht des heutigen China, und er erkennt, wie sehr dieses in der westlichen Presse verzerrt wird. Ein Sekretär des CVJM sagt ihm zu seinem grossen Erstaunen: «Ich bin kein Kommunist. Aber das, was heute in unserem Lande geschieht, kann ich als Christ nicht als Unrecht bezeichnen. Im Gegenteil. Sehen Sie, was Tschiang Kai-schek, der Methodist war, nicht geschafft hat, das erreichte der Kommunist Mao Tse-

seinen Leib immer als etwas Ganzes, Zusammengehöriges, gewissermassen Unzerstörbares. Das Ableben anderer Menschen ist eine Erfahrungstatsache, der eigene Tod ein Abstraktum.

Vorstellbar ist aber der philanthropische Nutzen einer Leichenstiftung. Darum sollte sie doch wenigstens einmal öffentlich erwähnt werden. Jeder, der dem medizinischen Experiment, der ärztlichen Ausbildung oder der unmittelbaren Linderung von Leiden durch Verpflanzung noch brauchbarer Körperteile dienen möchte, kann sich (schriftlich) an das Anatomische Institut der ihm nächstgelegenen Universität wenden. Er erhält von dort einen knappen Revers zur Unterschrift. Wo immer ihn dann der Tod antritt — mors certa, hora incerta —, wird das Anatomische Institut seinen Leichnam abholen. Nach Gebrauch wird die Leiche wieder in einen würdigen Zustand gebracht und den Angehörigen zur Bestattung oder Verbrennung ausgeliefert.

Manchmal hört man, man könne seine Leiche einem Anatomischen Institut auf Jahrzehnte im voraus *verkaufen*. Das ist nicht möglich. Die Institute verpflichten sich jedoch, die Kosten für Beerdigung oder Einäscherung zu übernehmen.

W. Baranowsky

Der Mahnruf des Kardinals Ottaviani

Die nachstehenden Zeilen gehören noch in das von uns wiederholt dargestellte Kapitel zunehmender Unsicherheit in den theologisch-kirchlichen Kreisen; das ist nicht nur für die Kirche, das ist auch für uns ein überaus spannendes und seltsam erregendes Kapitel.

Mit dem letzten Vatikankonzil ist die grosse Unruhe über die Romkirche gekommen. Diese Unruhe arbeitet und wühlt sich immer breiter, immer tiefer in das Gefüge der Kirche und der Dogmatik hinein. Ueberaus aufschlussreich ist hier das Rundschreiben des Kardinals Ottaviani an die 53 Bischofskonferenzen in aller Welt. Wir lesen, vernehmen und staunen:

Kardinal Ottaviani, wohl der prominenteste Vertreter des konservativ-orthodoxen Flügels im Vatikan, wendet sich voll Sorge an die ihm unterstellten Bischofskonferenzen; sie sollen

Technisch sind wir Uebermenschen, moralisch sind wir dagegen noch nicht einmal Menschen. Das ist das Hauptproblem der Gegenwart.
Aldous Huxley

prüfen und Stellung beziehen zu einigen «eigenartigen und kühnen Auffassungen», die sich im Raum des katholischen Glaubens bereit machen und an die Oberfläche durchdringen wollen. Seit dem Konzil seien in vielen Ländern «Lebendigkeit und Gefährlichkeit» in die theologischen Debatten eingedrungen; das Ergebnis sei für viele Katholiken eine eigentliche «Desorientierung». Der Kardinal lenkt die Aufmerksamkeit seiner Bischöfe vor allem auf die folgenden Gebiete des Glaubens, in denen Kritik und Unsicherheit sich immer stärker durchsetzen, die daher einer neuen Festigung zuerst bedürfen. Es sind:

Ablehnung der göttlichen Natur und der Unfehlbarkeit der Bibel — Bestreitung des göttlichen Ursprungs der Seele — Bestreitung der Lehrautorität der Kirche — Ablehnung einer absolut gültigen Wahrheit — Christi Göttlichkeit und Auferstehung — Theologie der Sakramente, der Kommunion und der Beichte — Lehre von der Erbsünde — Relativierung der Moral — Verantwortung in Ehe- und Sexualleben — zu weite Interpretationen des heutigen Oekumenismus. Mit einem Wort — es sind ganz offenkundig die tragenden Fundamente des katholisch-christlichen Glaubens, die da vom Wurm des Zweifels bereits angefressen sind. Der Kardinal spürt ganz richtig, dass Kirche und Glauben in eigentliche Bestandesnöte hineingeraten, wenn dieser aufsässigen Kritik nicht Einhalt geboten wird. Er nimmt kein Blatt vor den Mund und spricht offen von der «Gefährlichkeit» dieser Theorien.

Dieses aufrichtig besorgte Rundschreiben an die Bischofskonferenzen der Gesamtkirche ist uns die wertvollste Bestätigung für alles das, was wir in unseren letzten Aufsätzen an aufbrechenden Unsicherheiten, an Glaubenszweifeln und Widerständen im Innern der Kirche und im Innern des Glaubens selbst haben aufzeigen müssen.

Omikron

---

tung. Es gelang ihm, den Lebensstandard weiter Kreise wenigstens etwas zu heben, und wir sehen, dass es weiter vorwärtsgeht. Korruption und Unrecht wurden früher in China gross geschrieben. Mao Tse-tung hat weitgehend damit aufgeräumt. Der einfache Arbeiter verdient besser und kann sich Dinge kaufen, an die er früher nicht denken durfte.»

Auch Japan sieht nicht ganz so aus, wie er es sich vorgestellt hatte. Er erfährt, dass die jungen intellektuellen Asiaten von heute an nichts glauben, und zitiert einen Medizinstudenten: «Er braucht sich auch gar nicht darum (um die Religion) zu kümmern, denn dafür sind andere Menschen da.»

Aufschlussreich ist das folgende Gespräch:

«Dafür brachte der Amerikaner aber das Christentum, werfe ich ein.»

«Ja, ergänzt der CVJM-Sekretär, ‚und die Atombombe'. Wenn der Durchschnittsjapaner an Christen denkt, dann denkt er an den Amerikaner. Und damit verbindet sich bei ihm sogleich der Gedanke an militärische Macht, an die Atombombe von Hiroshima und an die letzten Versuche mit Wasserstoffbomben, die das grosse Fischsterben und den Tod der Fischer brachten. Und er denkt an die Raketengeschosse und taktischen Atomwaffen, die jetzt bei uns stationiert sind. Glauben Sie, dass der schlichte japanische Mensch unterscheiden könnte zwischen westlicher Religion und westlicher militärischer Macht?

Er setzt beides gleich. Nein, nein, alle diese Dinge fördern die Ausbreitung des Christentums in Japan nicht, im Gegenteil».

Merkwürdigerweise ist de Boer über die amerikanische Kirche entzückt, auch wenn er den Vorbehalt anbringt, es gebe eine militärische Einrichtung inmitten einer theologischen Hochschule, «die zweifellos das unterstützt, was ich den ‚schleichenden Militarismus' in den Vereinigten Staaten nennen möchte ... und der Leiter des Seminars sagt mir: ‚Die Religion gewinnt bei uns an Boden, aber die Moral verliert an Boden.'»

Er bewundert vorbehaltlos den auch bei uns nicht unbekannten Billy Graham, stellt aber immerhin sachlich fest: «In seinem Hauptquartier in Minneapolis beschäftigt er (Graham) etwa 100 Mitarbeiter, die bei seinen Evangelisationen wichtige Vor- und Nacharbeit leisten. Darüber hinaus haben sie in jeder Woche 12 000 bis 15 000 Briefe zu beantworten, die aus aller Welt und von Menschen aller Konfessionen eingehen. ‚Jesus GmbH' haben die Zeitungen diesen Mitarbeiterstab genannt.»

Einen weiteren Vorbehalt kann er ehrlicherweise nicht unterdrücken: «Amerika erlebt zurzeit eine Hochkonjunktur kirchlicher Bestrebungen, eine Hochkonjunktur der Evangelisationen, eine Hochkonjunktur kirchlicher Bautätigkeit. Aber es erlebt gleichzeitig auch eine Hochkonjunktur des jugendlichen Verbrechertums, und da stimmt irgend etwas nicht.»

Der Meinung sind wir wohl auch.

In seinem Nachwort kommt de Boer zur Erkenntnis: «Ich bin der Meinung, dass meine Generation noch erleben wird, wie der Asiate oder Afrikaner uns die Rechnung präsentiert für all das Unrecht, das wir an ihm getan haben. Wir sollten heute nicht immer dem Bolschewismus allein die Schuld zuschieben für Not, Elend und Ungerechtigkeit auf der Welt. Was die Bolschewisten angerichtet haben ist schlimm genug, aber es ist doch nur ein Teil der Schuld, verglichen mit dem, was die westliche, leider oft christlich genannte Welt in den vergangenen Jahrhunderten auf ihr Gewissen geladen hat.»

Dazu ist als Bemerkung lediglich zu wiederholen: das schrieb ein positiver, wirklich gläubiger Christ.

J. St.